

Auch wird von Boyer festgestellt, dass die Reformen im Staatssozialismus immer wieder zur Rücknahme tendierten. „Reformarrangements sind permanent der Versuchung einer tendenziellen Rückwendung zum klassischen Regulierungsmechanismus ausgesetzt.“ Boyer benennt als Sicherheitsmechanismus, der das Verlassen des eingeschlagenen staatssozialistischen Entwicklungspfad verhindert, die Aufrechterhaltung des „Primats der Politik“, der politischen Herrschaft durch die Partei. Unklar bleibt, wie dann während der dritten Reformwelle, die in den 80er Jahren einsetzte, zumindest in Polen, Ungarn und der Sowjetunion unter Gorbatschow aus der Reform eine Transformation werden konnte.

In gewissem Widerspruch zu diesen Ausführungen Boyers steht seine Auffassung, dass alle sich reformierenden staatssozialistischen Länder „nicht zwangsläufig, aber mit hoher Plausibilität auf den – vergleichsweise abrupten – Zusammenbruch und die Systemtransformation“ zusteuern.“ Das hat so sicher für die planwirtschaftlich organisierten Länder Mittel- und Osteuropas gestimmt. Ein derartiges „Ende der Geschichte des Staatssozialismus“ ist allerdings im Falle von Kuba, Vietnam und China, allen Ländern, die auch die „dritte Reformwelle erfolgreich“ – gemessen an Boyers wichtigstem Kriterium für Staatssozialismus, dem „Primat der Politik“ – bewältigt haben, bisher nicht eingetreten.

Bei den angeführten Fragestellungen handelt es sich eigentlich weniger um Kritiken als um Wünsche um die Weiterführung der Thematik über die Reformen der 60er Jahren hinaus bis an die Gegenwart heran. Ein besseres Zeugnis kann wissenschaft-

lichen Arbeiten zu einer Thematik, deren Analyse seit 1990 wieder in den Anfängen steckt, wohl kaum ausgestellt werden.

**Holm Sundhaussen: Geschichte Serbiens. 19.–21. Jahrhundert, Wien: Böhlau Verlag 2007, 514 S.**

Rezensiert von  
Rayk Einax, Jena

Zweifellos hat Serbien in seiner gegenwärtigen Transformationsphase, die sich den postjugoslawischen Sezessionsgräueln und dem Regime Slobodan Miloševićs angeschlossen, eine verstärkte publizistische und (politik-)wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dem hat sich die historische Zunft angeschlossen. Holm Sundhaussen legt nunmehr mit einer „Geschichte Serbiens“ nicht nur die Essenz seiner jahrelangen Forschungstätigkeit sondern auch ein Novum vor, denn in deutscher Sprache war etwas historiographisch Vergleichbares bislang nicht auszumachen.

Der umfangreiche Band versucht ausgehend von einem chronologischen Korsett, aktuelle sozial- und kulturhistorische Fragestellungen z. T. exkursiv miteinander zu verbinden. Dazu gehört z. B. die Beschäftigung mit dem Konstrukt der „kollektiven Erinnerung“ oder modernen Zeitvorstellungen. Hierzu ist es immer wieder notwendig, die zahlreichen gesellschaftlichen (Opfer-)Mythen oder scheinbar festste-

hende historische Begriffe zu hinterfragen und genauer unter die Lupe zu nehmen. Angesichts der Inkongruenz des serbischen Staates in seiner geschichtlichen Entwicklung mit der serbischen (mental)en Nation zielt Sundhaussen nicht auf die exklusive Abfassung einer serbischen Nationalhistorie oder einer politischen Geschichte des Landes ab, sondern bemüht sich um eine „transterritoriale“ und „transnationale“ (S. 17) Darstellungsweise.

Ein einleitendes Kapitel klärt die Voraussetzungen für die Entstehung eines Staates sowie einer serbischen Nation zum Zeitpunkt der Erlangung der Autonomie vom Osmanischen Reich zu Beginn des 19. Jhs. Einen wichtigen imaginären Anknüpfungspunkt stellte der mittelalterliche serbische „Staat“ dar. Hierbei und beim Diskurs über andere „Erinnerungsorte“, wie z. B. das Kosovo polje oder die türkische „Fremdherrschaft“, spielte die serbisch-orthodoxe Kirche eine exponierte Rolle.

Die sich den Aufständen gegen die osmanische Herrschaft im Pašaluk Belgrad anschließende Formierung eines Staatswesens war mit vielfältigen Schwierigkeiten verbunden. „Überall stellte die Überwindung der segmentären Gesellschaft die Vorbedingung für die Konsolidierung des „modernen“ Staates dar.“ (S. 71) Neben den innenpolitischen Richtungskämpfen ist auch die Abfassung erster Nationskonzepte, z. B. durch Vuk S. Karadžić, aus heutiger Perspektive recht widersprüchlich. Bei der Kategorisierung, die sich zusätzlich auf Volkslieder und die Volksmythologie stützte, würden die Sprache und Religion der Bewohner zu Hauptkriterien. Später daraus abgeleitete Begehrlichkeiten hinsichtlich der angrenzenden Gebiete sorgte für stetigen außenpolitischen Zünd-

stoff, nicht nur bei den Großmächten, welche versuchten, die diversen Nationalbewegungen auf dem Balkan in unterschiedlicher Weise für ihre Interessen einzuspannen. Die internationalen Krisen im Vorfeld des Ersten Weltkrieges sind somit auch durch die vorangegangene serbische Expansionspolitik zustande gekommen.

In einem umfangreichen Abschnitt schildert der Autor die serbische Gesellschaft dieser Epoche als gespalten, und zwar „zwischen Beharrung und Aufbruch“. Aufgrund der Synthese eigener Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen, aber auch durch die Hinzuziehung neuer psychologischer Ansätze, werden die patriarchalischen Familienstrukturen, der Urbanisierungsprozess, sozialer Wandel, das Bildungswesen, die Verhältnisse auf dem Dorf und die einsetzende Industrialisierung analysiert.

Der Erste Weltkrieg hatte im Ergebnis auch für Serbien gravierende Auswirkungen. Seine Das erste jugoslawische Staatsgebilde war durch die konfliktreiche Entstehungsgeschichte belastet. Das Konzept des „Jugoslawismus“ mündete nicht nur angesichts der national determinierten Frontstellungen in der Integrationskrise, sondern z. B. auch durch die immensen wirtschaftlichen Disparitäten.

Daran anschließend werden die deutsch-italienische Besatzungsherrschaft während des Zweiten Weltkrieges und die gegengerichteten Widerstandsbewegungen untersucht. Sundhaussen thematisiert dabei erneut seine Erkenntnisse zum Mythos der Kriegsofferzahlen. Nach dem Sieg der Tito-Partisanen fand sich Serbien als (staatstragender) Teil der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien wieder. Im Gegensatz zur Zwischenkriegszeit war im

neuen Bundesstaat der Föderalismus ins Extrem verkehrt worden. Komplementär wurde, zumindest in der Anfangszeit, die jugoslawische Nationalität und Identität aller Bewohner propagiert. Das Verhältnis der Ethnien blieb aber nach wie vor problematisch. Weitere Grundpfeiler der propagandistischen Selbstlegitimation bildeten der Mythos vom „Volksbefreiungskrieg“, der extreme Kult um Titos Person und der außenpolitische Sonderweg nach 1948. Weit wichtiger in der Akzeptanz seiner (serbischen) Staatsbürger waren allerdings der relativ hohe Lebensstandard, die allgemeine Partizipation am Fortschritt, sowie die spürbare Urbanisierung und Industrialisierung. Die Modernisierung vieler alltäglicher Lebensbereiche lief dennoch nicht reibungslos ab: die von Nord nach Süd verlaufenden Verteilungskämpfe blieben nicht nur bestehen, sondern sie verstärkten und „nationalisierten“ sich in der Folge weiterhin. Auch der zunächst elitär geführte serbisch-kroatische Sprachstreit führte zu offenen und latenten Spannungen.

Mit dem Ende der Tito-Ära waren viele staatspolitischen Determinanten plötzlich grundlegend in Frage gestellt. Besonders der Zweite Weltkrieg war nun einer rasanten Umwertung unterworfen. Die rote Partisanenbewegung bekam nun serbischerseits unliebsame Konkurrenz durch die zuvor tabuisierte Erinnerung an den monarchistischen Widerstand des Draža Mihajlović. In fast allen Republiken zogen die einsetzenden nationalen Diskurse eine regelrechte Flut an neuen Veröffentlichungen nach sich. „Die jugoslawische Identität, die von den Politikern schon seit den 60er Jahren zur Disposition gestellt worden war, wurde nun unter dem Druck

der politischen Polarisierung auch bei der Mehrheit der Bevölkerung durch eine ethnationale Identität verdrängt und ersetzt.“ (S. 415) In Serbien selbst beteiligten sich nicht nur Historiker und Wissenschaftler an diesem Abgrenzungswettbewerb, auch die orthodoxe Kirche mischte fleißig mit an der Neujustierung nationaler Narrative, z. B. im Bezug auf das Kosovo. So gelang es nicht zuletzt Milošević, den jugoslawischen Zerfallsprozess zu beschleunigen und die „Selbsterstörung Serbiens“ einzuleiten. Sundhaussen diskutiert ausführlich und anregend die vielfältigen Gründe für diese rasante Fragmentierung, die schließlich in den postjugoslawischen Kriegen und den „ethnischen Säuberungen“, besonders in Bosnien-Herzegowina und Kosovo mündeten, und scheut sich darüber hinaus nicht, Schuldfragen zu bemessen. In einem Ausblick werden die Jahre nach der Ära Milošević (ab 2000) und neue politische und geistige Strömungen im heutigen Serbien skizziert.

Für die Anfertigung seiner Monographie hat der Autor die aktuelle historiographische Literatur aus Serbien berücksichtigt. Ältere Veröffentlichungen werden teilweise unter neuen Fragestellungen ausgewertet. Dies liegt nicht zuletzt in der Quellenarmut für den Balkan des 19. Jhs. begründet, die sich auch in diesem Buch bemerkbar macht. Die Vergleichsperspektive zu anderen Balkanstaaten bietet sich aber nicht nur unter diesem Aspekt an, sondern hilft dem Leser auch, Serbien im 19. Jh. aufgrund soliderer Maßstäbe zu bewerten. Gleichzeitig kommt die politische Ideengeschichte nicht zu kurz.

Einzelne Kapitel wirken sehr eingengt und fielen wohl dem Zwang zur publizistischen Mäßigung zum Opfer. Bedauerli-

cherweise sind mehrere Unstimmigkeiten bei einzelnen Fußnoten oder in der Tabelle auf Seite 491 der Endredaktion nicht aufgefallen. Ein großes Plus stellen die kurz eingefügten Porträts der historischen Persönlichkeiten dar, die den Leser knapp über die maßgeblichen Akteure der jeweiligen Epoche informieren. Zahlreiche Illustrationen helfen dem Vorstellungsvermögen ebenso wie die Tabellen und Karten im Anhang auf die Sprünge. An diesem Buch wird sich die historische Forschung zu Serbien in den nächsten Jahren messen lassen müssen.

**Elizabeth Janik: *Recomposing German music. Politics and musical tradition in Cold War Berlin Studies in Central European histories*, vol. 40), Leiden: Brill Academic Publishers 2005, 356 S.**

Rezensiert von  
Dorothea Trebesius, Leipzig

Was ist Musik? Ist sie ein klingendes Kunstwerk ohne jegliche außermusikalische Bedeutung oder ist sie mehr als das, vielleicht sogar Mittel politischer und gesellschaftlicher Deutungskämpfe? Die Antwort Elizabeth Janiks fällt eindeutig zugunsten der letzteren aus, wie schon der Titel ihres Buches erahnen lässt. Unter der Überschrift „*Recomposing German music. Politics and musical tradition in Cold War Berlin*“ fragt die Autorin anhand der Ge-

schichte der Musik in Berlin nach 1945, wie die Besatzungsmächte und die entstehenden deutschen Teilstaaten unterschiedliche Vorstellungen von Musik und ihrer gesellschaftliche Funktion dazu nutzten, um sich gegenüber dem politischen Gegner, bzw. dem jeweils „anderen“ Deutschland abzugrenzen. Mit dieser Fragestellung reiht sich Janik erfolgreich in die Versuche von (vor allem amerikanischen) Studien ein, Musik weniger unter musikhistorischen Gesichtspunkten zu betrachten, sondern anhand der Musikgeschichte Aussagen über die kulturhistorische und politische Entwicklung in Deutschland treffen zu wollen. Obwohl der Titel anderes vermuten lässt, behandelt Janik das gesamte 20. Jh., und parallel dazu man kann ihr Buch in drei Blöcke teilen. In einem ersten Teil widmet sie sich der Erfindung und Entwicklung der „musikalischen Tradition“ bis nach dem Nationalsozialismus, um dann im zweiten Teil nach der zunehmenden Abgrenzung der entstehenden deutschen Staaten zu fragen und in einem dritten Teil die gleichzeitige Entwicklung der beiden Traditionen bis zum Ende der 1990er Jahre nachzuzeichnen.

An den Anfang ihres Buches stellt Janik die These von einer besonderen Beziehung Deutschlands zur Musik, die auch die Wahl der Musik als Gegenstand ihres Buches rechtfertigt. Musik sei, so Janik, „the most abstract, but also ‘most German’ of all the arts“ (S. X). Diese besondere Beziehung entstand laut Janik mit der Erfindung einer „musical tradition“ im 19. Jh., die bis in die zweite Hälfte des 20. Jhs. bestimmend blieb und an die nach 1945 sowohl die Besatzungsmächte als auch die deutschen Akteure des Musiklebens anknüpften. Janik fragt, wie die jeweiligen